

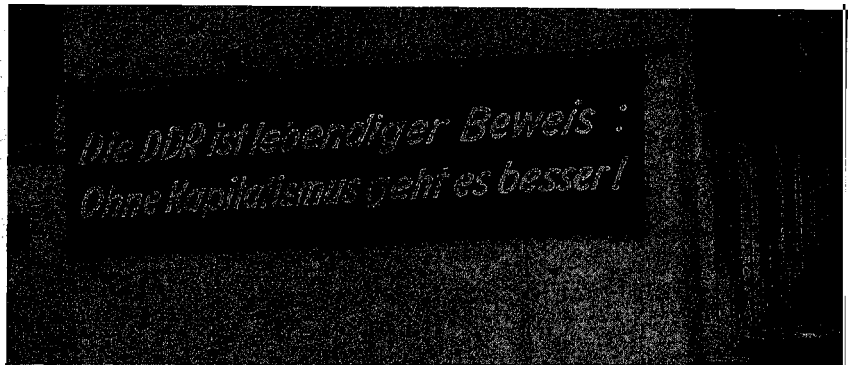
Eigentlich nur ein paar kurze Fragen ...

Über die Schwierigkeit, im November 1988 Gewissheit zu erlangen (Teil 2)

Zurück zum November 1988: Ich wurde in den „Bunker“ geführt, den abhörsicheren Besprechungsraum in der Ständigen Vertretung in Ost-Berlin, obwohl, wie meine Gesprächspartner meinten, „die Lauscher sowieso wissen, was wir von ihnen halten“. Ich erklärte, warum ich hier sei: Ich sei sicher, dass sich in der DDR Gravierendes ändern würde. Aber was? Und wann? Und wie? Und durch wen? Und dass ich in verfügbaren wissenschaftlichen Veröffentlichungen verschiedener einschlägiger Fachrichtungen zwar manche gute Analyse, aber keine Antworten auf die obigen Fragen gefunden hätte, auch nicht auf der Tagung in Conway, an der einer meiner drei Gesprächspartner (zwei Herren, eine Dame) ja ebenfalls teilgenommen hatte.

Was die Analysen betreffe, so die Antwort, sei das ein generelles Problem. Manche westdeutsche Wissenschaftler hätten womöglich eine „Beißhemmung“, ganz allgemein sei die Analysefähigkeit weit besser entwickelt als die Prognosefähigkeit. Das sei ein immerwährendes Problem der Politik, die sich ja auf kommende Szenarien einstellen müsse, irgendwie. – Eben deswegen sei ich ja hier: um von berufener Stelle mögliche Szenarien kennenzulernen.

Den „Alkohol-Indikator“ – doch, so etwas gebe es wohl, inoffiziell natürlich, die Russen hätten ihn entwickelt, gemessen in Wodka „sto gramm“, aber mit Nordhäuser Doppelkorn ginge das auch ganz gut. Und der Respekt vor der Staatsmacht, speziell der Stasi, habe in der Tat nachgelassen, wie man überall spüren könne. Was aber überwiege, rebellische Ungeduld („Es muss sich alles ändern, und zwar schnell!“) oder Resignation („Aber hier ändert sich ja doch nie was!“), das sei nicht erkennbar. Man könne vielleicht drei Richtungen ausmachen: Die eine Richtung wolle einen besseren, einen demokratischeren Sozialismus, die zweite Richtung wolle vor allem ein Ende der Gängelei, der Bevormundung, also mehr Freiheit (speziell Reisefreiheit) und Selbstbestimmung für



Aufgenommen in Leipzig, 1974.

Foto: Manfred W. Hellmann

die Menschen, die dritte Gruppe wolle einfach ein besseres Leben, ein Ende des ewigen Mangels und der Umweltverschmutzung, und wenn das nicht gelinge, dann wollen sie raus. Es sei aber auch klar, dass sich viele von ihnen ein falsches, von Werbung im Westfernsehen geprägtes Bild der Bundesrepublik machen.

Vier Fragen

Was nun die vier Fragen betrifft: **Was** könnte sich ereignen und **wann**? Am ehesten wohl ein personelles Revirement im Politbüro. Erich Honecker sei bekanntlich gesundheitlich nicht auf der Höhe, aber man werde ihm sicher noch den 40. Jahrestag der DDR (7. Oktober 1989) gönnen, bevor er abgelöst werde. Und sein Nachfolger? Na ja, designierter Kronprinz sei Egon Krenz, aber man wisse ja nie ... Und ob das ausreiche? Den Kritikern in den eigenen Reihen vielleicht, den vielen oppositionellen Bürgern wohl kaum.

Aber **wie**, in welche Richtung könne sich die DDR denn noch ändern, ohne sich selbst in Frage zu stellen? „Reformchen“ in Teilsystemen? Größere Reformen im Wirtschaftsapparat mit Teilprivatisierungen zum Beispiel? Oder Reformen des Partei- und Staatsapparates wie Gorbatschows Glasnost und Perestroika? Oder überhaupt eine Öff-

nung in Richtung Westen mit Durchlässigkeit der Grenzen? Eine österreichische Lösung mit Neutralität beider Staaten? Eine Konföderation? Oder etwa die „chinesische Lösung“, eine gewaltsame Niederschlagung jeder Opposition? – Alles grundsätzlich nicht auszuschließen, aber alles Spekulation, alles mehr oder weniger wahrscheinlich. (An eine Vereinigung der Staaten hat natürlich niemand gedacht.)

Und **wer** könnte Träger grundlegender Veränderungen sein? Denn irgendwer muss dies ja wollen und machen und die Partei und/oder die Bürger dafür gewinnen. Tja. – Aus dem Politbüro und dem Zentralkomitee wohl niemand, die seien alle zu domestiziert, selbst verwickelt und unglaubwürdig. Wohl auch nicht die Parteisekretäre der Bezirke, der Kreise und Städte? Die Kombinatdirektoren? Oder sonst Kader aus der Nomenklatur? – Es wurde viel spekuliert im Laufe unseres für mich äußerst spannenden Gesprächs. Es ging nicht um Experten-Fachwissen, es ging um Orientierungswissen.

Ob man fragen dürfe, was denn mein Motiv für diese Fragestunde sei: Nur das allgemeine Interesse eines mit der DDR befassten Wissenschaftlers? Oder auch ein fachspezifisches, sprachwissenschaftliches? – Beides natürlich. Sprache und Sprachgebrauch seien für mich der entscheidende, der beste mir bekannte

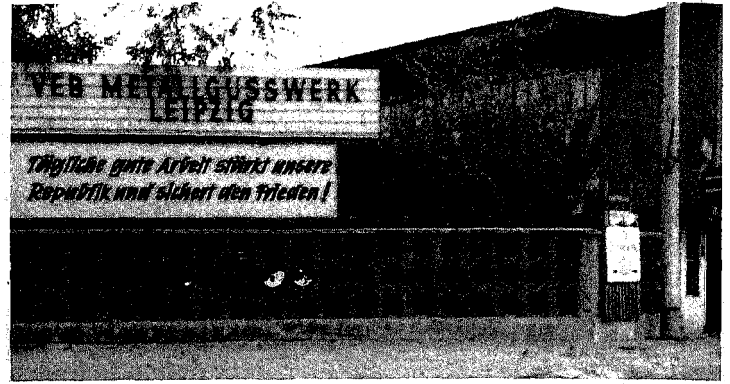
Schlüssel, um zu verstehen, wie Menschen leben und denken, was sie erlebt haben oder erwarten. Jedes spezifische Wort sei für mich also quasi ein Schlüsselwort, das einen mehr oder weniger kleinen Weltausschnitt aufschließt. Solche spezifischen Wörter und Wortverbindungen, die nur auf einer Seite – Ost oder West – vorkommen oder nur dort voll verstanden werden, gebe es mehr als erwartet und keineswegs nur im öffentlichen Sprachgebrauch; sie reichen bis tief in die Alltagssprache. Hinzu kämen unterschiedliche Lebenserfahrungen, Wertvorstellungen, Erwartungen (darunter auch falsche), Fremd- und Selbstbilder – Verhaltensnormen – sagen wir: Mentalitäten. Niemand im Westen hat aber bisher eine Ahnung, welche Folgen das für die Kommunikation der Ost- und Westdeutschen haben würde, wenn sie sich denn eines Tages im Alltag begegnen würden. Können sie sich denn eines Tages im Alltag begegnen? In welchem Alltag und wie begegnen? Ich stehe allerdings mit meiner kommunikativen Skepsis ziemlich allein. Deshalb sei ich hier.

Um das Ergebnis zusammenzufassen: Ich bekam viele sehr gute, durchaus bereichernde Antworten, aber keine, die meine Skepsis aufgehoben oder aber bestätigt hätten. Was wahrscheinlich daran lag, dass wir auf die Frage nach der Art der kommenden Veränderungen und nach deren Trägern keine plausible Antwort fanden.

Sie standen schon da ...

Denn auf eines ist niemand aus unserer kleinen Runde gekommen: Nämlich, dass die kommenden Träger einer kommenden Revolution ja schon vor den Kirchen standen, sich in kleinen Foren organisiert hatten, unscheinbar und ziemlich alternativ aussehend, also für den Normal-DDR-Bürger nicht unmittelbar vertrauenerweckend. Aber sie standen da, mit ein paar Transparenten und Flugblättern in den Händen und stets gewärtig, von der Staatsmacht zusammengeknüppelt, zugeführt, verhört, schikaniert zu werden. Sie standen da, gingen los, riskierten viel und brachten es fertig, in den nächsten zwölf Monaten Netzwerke aufzubauen, Westmedien zu aktivieren, Massen zu mobilisieren mit einigen wenigen Losungen, von denen

Losung in Leipzig, 1984. Foto: Manfred W. Hellmann



die vielleicht wichtigsten „KEINE GEWALT!“ und „WIR SIND DAS VOLK!“ waren.

Anders als bei manchen, die letztere Losung inzwischen für fragwürdige Gruppeninteressen oder schlicht für rechte Hetze missbrauchen, demonstrierte sie im real existierenden Sozialismus das zentrale Dogma der Herrschaftslegitimation: Das (werkstätige) Volk hat seinen geschichtsmächtigen Kern in der befreiten Arbeiterklasse. Diese wird repräsentiert durch ihren bewusstesten Teil: die Partei der Arbeiterklasse, also die SED. Sie allein ist im Besitz der Wahrheit, interpretiert Geschichte sowie Zukunft richtig und ist somit legitimerweise im Alleinbesitz der Macht. Unter ihrer Führung geht das Volk einer glücklichen Zukunft entgegen. – So lautet das zentrale Dogma. Und wer das bestreitet, ist ein Feind der Partei, ein Feind des Sozialismus, somit ein Feind des Volkes. – „Nein“, sagt das Volk: „Wir sind das Volk – nicht Ihr!“ Das heißt: Das kollektive Wir, das Volk entzieht Euch die Legitimation, das angemessene Mandat, wir nehmen unsere Gegenwart und unsere Zukunft jetzt selbst in die Hand. – Ein Satz mit größerer Sprengkraft für kommunistische/sozialistische Herrschaft ist für mich nicht denkbar.

Kommunikative Hoheit im Herbst 1989

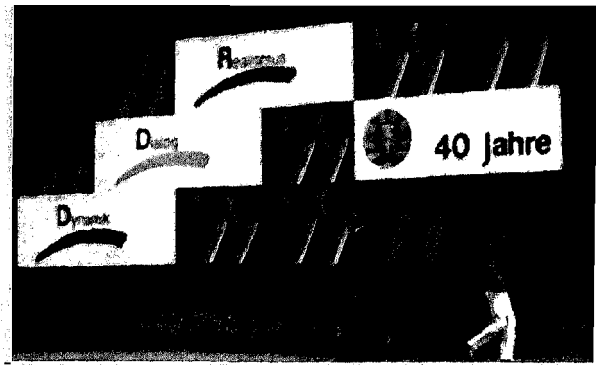
Dabei blieb es nicht: Die Bürgerbewegungen (Bürgerrechts-, Friedens- und Umweltbewegung) nahmen Schritt für Schritt der Staatsmacht das Gesetz des Handelns aus der Hand, sie übernahmen die kommunikative Hoheit in der Öffentlichkeit mit einer Sprache, so

taufersch und unmittelbar, dass auch hartgesottene Westjournalisten stauend zuhörten. Es war von Verantwortung und Würde, von Hoffnung, Aufbruch, Mut und Angst die Rede, sie forderten mit Rosa Luxemburg Freiheit auch für Andersdenkende, für kritische Bürger, mündige Bürger, die von der Staatsmacht feindlich-negative Kräfte, antisozialistische Kreise oder gleich Parteifeinde oder Staatsfeinde genannt wurden. Sie forderten das Recht auf Einmischung in die eigenen Angelegenheiten, konstatierten beiderseitiges Misstrauen und einen fortschreitenden Vertrauensverlust der Führung im Volk, kritisierten die Entmündigung, die Gängelerei, bürokratische Bevormundung, die allgegenwärtige Stagnation. Auf den großen Demos explodierten Satire und Sprachwitz in nie geahntem Ausmaß. In diesen zwölf Monaten von November 1988 bis November 1989 ereignete sich eine kommunikativ-mediale und sprachliche Revolution, bevor es die politische gab, mit einer Sprache voller Emotionalität, Moralität und unmittelbarer Menschlichkeit,¹ der die erstarrte Politsprache der SED nichts entgegenzusetzen hatte, übrigens die Sprache der damals im Westen Herrschenden und ihrer Medien auch nicht. Salopp und pauschal gesagt: Sie mokierten sich, standen da und staunten.

Ich bin heute noch beschämt, dass ich – und nicht nur ich – so blind war, nicht zu sehen, was sich da vor meinen/unsere Augen entwickelte.

Nach 1989/90 wurden dann Kritik und Selbstkritik geübt, zum Beispiel auf der DDR-Forscher-Tagung im Juni 1990. Eine recht fundamentale Begründung für die Unfähigkeit, Krise und kommenden Zusammenbruch vorherzusehen, gab

Schnappschuss (Anfang September 1989) aus dem fahrenden Auto: „Dynamik – Dialog – Realismus – 40 Jahre“.
Foto: Manfred W. Hellmann



Fred Klinger, wissenschaftlicher Referent an der Forschungsstelle für gesamtdeutsche wirtschaftliche und soziale Fragen in Berlin: Er beschreibt die Ballung von Strukturschwächen, Modernisierungshemmnissen und bürokratischer Inflexibilität des herrschenden Systems und fährt fort: „Es bedurfte keiner hellseherischen Fähigkeiten, um diese krisenhafte Problemkonstellation, ihre Ausweglosigkeit und das in ihr aufgestaute Konfliktpotential zu erkennen.“ Zwar seien Zeitpunkt, Verlauf und Wirkung des Umbruchs nicht vorhersehbar gewesen, dennoch: „Dass sich große Teile der sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen DDR-Forschung als unfähig erwiesen, die Genesis und die Struktur dieser krisenhaften Entwicklung auch nur im Ansatz zu thematisieren, lag [...] weniger an fachlichen Defiziten, sondern an einer Reihe außerwissenschaftlicher Faktoren.“ Er nennt vor allem einen: „[...] den Prozess der Eingewöhnung in die Teilung Deutschlands [...] Dieser Prozess der schleichenden Akzeptanz vollzog sich auch – und hier mit besonderer Deutlichkeit – auf dem Gebiet der DDR- und Deutschlandforschung. [...] Die stille Einbindung in den Status quo der Verhältnisse führte wohl dazu, dass der vitale Stachel der Infragestellung, der kritischen Negation abstumpfte.“²

September 1989

Anfang September 1989 war ich wieder mit Messevisum und drei Mitfahrer/-innen in Leipzig. Der 40. Jahrestag der DDR warf seine Schatten voraus: An einigen Stellen der Innenstadt waren die Aufsteller mit Messewerbung schon ersetzt durch solche mit Sprüchen für das kommende Staatsjubiläum. Wir erwarteten die üblichen wortreichen propa-

gandalastigen Sprüche nach Vorgaben des „Neuen Deutschland“ wie „Internationale Solidarität mit den unterdrückten Völkern Lateinamerikas“ oder „Je stärker der Sozialismus, umso sicherer der Frieden“ oder „Unter dem Banner des Marxismus-Leninismus zu neuen Erfolgen im Kampf für Frieden und Sozialismus“ wie noch zum 35. Jahrestag 1984, üblicherweise auf tiefrotem Grund. Diesmal war es anders: Auf einem der Aufsteller mit schwarz-rot-goldenen Bändern wurde die Abkürzung „DDR“, untermalt mit kessen farbigen Wischern, mit drei Wörtern ausbuchstabiert: „Dynamik“ – „Dialog“ – „Realismus“. Ich wunderte mich über das lapidare, optisch fast westlich anmutende Styling dieses Aufstellers (siehe Foto). Eine Mitfahrerin fand die richtigen Worte: „Das sind die drei Dinge, die der DDR am dringendsten fehlen“. In der Tat.

► **Dynamik:** Wenn sich die Bevölkerung bis hinauf in die Nomenklatur in einem einig war, dann war es die Kritik am Fehlen jeglicher Dynamik, der Zorn auf die allgegenwärtige Stagnation („Hier geht alles den Bach runter!“). Dynamik gab es allerdings in Bezug auf die Ausreisewelle und den Zorn der Bürger, aber das war sicher nicht gemeint.

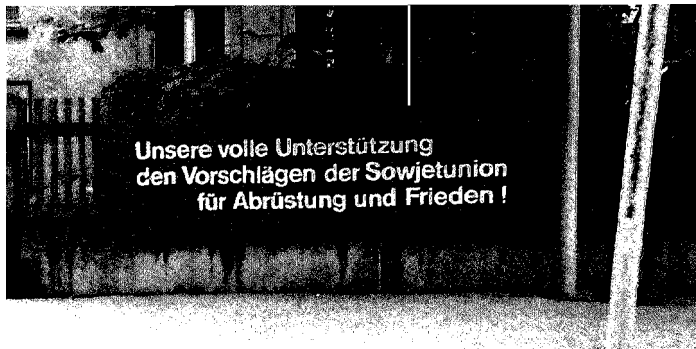
► **Dialog** war zuerst von der Kirche, dann von Bürgergruppen angemahnt, von der SED aber abgelehnt oder nach ihren Wünschen kanalisiert worden. Auch jetzt war die SED nur bereit, mit „positiv denkenden“ Kräften in Dialog zu treten, dessen Themen sie selbst bestimmen wollte. Das „Neue Forum“ gehörte offenbar nicht dazu: Sein Antrag auf Zulassung wurde abgelehnt, es war als staatsfeindlich eingestuft worden. Die Kerzen tragenden Mahnwachen und

Transparente tragenden Demonstranten wurden auseinandergetrieben, niedergetknüpelt, „zugeführt“ und als Staatsfeinde behandelt. Freunde warnten mich, am Montagnachmittag (11. September 1989) nicht zu nahe an der Nikolaikirche zu sein: Die Stasi warte nur darauf, Westler verhaften zu können, um dann zu behaupten, die „Zusammenrottungen“ seien vom Westen gesteuert.

► **Realismus:** Am augenfälligsten war der Verlust der Realität in den Verlautbarungen der Staatsmacht. War es nun Täuschung oder Selbsttäuschung – die Staatsmacht redete lautstark und volltönend letztlich nur noch mit sich selbst. Sie war, wie sich in den nächsten Wochen und Monaten zeigte, nicht mehr in der Lage, auf irgendeine der Krisen rechtzeitig und angemessen zu reagieren.

Ich war natürlich doch in der Nähe der Nikolaikirche, sah auch das Häuflein überwiegend junger Menschen vor der Kirche, sah auch die vielen Bereitschaftswagen der Volkspolizei und die Grüppchen Anorak tragender, unauffälliger Männer. Die Übermacht erschien mir lähmend. Und doch gingen sie los und entfalteten ihre Transparente. In diesem Moment fing ich an zu begreifen, dass sich hier etwas ereignete, das der Staatsmacht entgleiten würde. Entweder endet das hier in einem Blutbad oder in einer ganz neuen DDR, dachte ich und sagte es später auch meinen Freunden.

Von da an verdoppelte sich die Zahl der Teilnehmer an den Montagsdemos nahezu von Woche zu Woche. Die Staatsmacht schlug mit zum Teil großer Brutalität zurück. Sie bereitete Internierungslager für Oppositionelle vor und stockte die Blutkonserven in den Krankenhäusern auf. An die Einsatzgruppen



Messezeit in Leipzig, September 1984.
Foto: Manfred W. Hellmann



„Meine Tat“, Leipzig 1986.

Foto: Manfred W. Hellmann

rund um Leipzig wurde zum Teil scharfe Munition verteilt – so hieß es jedenfalls in Leipzig.

Am 9. Oktober 1989 erreichte die Zahl der Montagsdemonstranten 70 000 Teilnehmer. Die Staatsmacht griff nicht ein, sondern beschränkte sich auf „Eigensicherung“. Dazu trugen die zahlreichen Flugblätter und der über den Stadtfunk verbreitete Aufruf der fünf Prominenten mit ihren inständigen Bitten an alle um Gewaltlosigkeit sicher Entscheidendes bei. Das Westfernsehen sendete live. Die extreme Spannung war mit Händen zu greifen. Am Abend hatte das Leipziger Volk gesiegt. Das Weitere ist bekannt. Für mich und meine Leipziger Freunde war dies der entscheidende Tag – „mein“ Tag der Befreiung. Und das Ende meiner Ungewissheiten.

Misslingende Kommunikation

Die sprachlich-kommunikativen Schwierigkeiten begannen allerdings jetzt erst. In den ersten zwei bis drei Jahren nach der Wiedervereinigung misslang die Kommunikation zwischen Ost und West teilweise desaströs; es zeigte sich, dass in der deutsch-deutschen Kommunikation sehr viel mehr nicht übereinstimmte als nur Teile des Wortschatzes und Wortbedeutungen. Wie desaströs, zeigt ein kürzlich erschienener Rückblick im „Stern“: Die Anti-Übersiedler-Aggres-

sionen in Westdeutschland damals zeigen bedrückende Parallelen mit der Anti-Flüchtlings-Hetze von heute.³

Das Ost-West-Kommunikationsproblem haben wir überwunden, und zwar einerseits aufgrund einer damals relativ geschlossen-positiven Einstellung der politischen und medialen Eliten im Westen, andererseits und vor allem aber aufgrund einer bravourösen Anpassungsleistung der Ost-Bürger innerhalb von etwa fünf bis sieben Jahren. Für ein wirkliches „Zusammenwachsen“ braucht es mehr, braucht es eine Generation. Wir sind gerade dabei.

Heute fallen jungen Menschen aus dem Westen z. B. in Jena Wörter und Redensarten als ungewohnt und unterschiedlich auf, die durchweg nichts mit DDR oder Bundesrepublik zu tun haben, sondern der regionalen Umgangssprache des Thüringisch-Sächsischen zuzuordnen sind. Ich vermute, solche Erfahrungen lassen sich verallgemeinern. Das Thema der teilungsbedingten Divergenzen und Konvergenzen⁴ zwischen Ost und West ist etwas für Sprachhistoriker, für Jubiläums-Journalistik und ansonsten – geben wir es zu – für Oldies.

Dr. Manfred W. Hellmann
Sprachwissenschaftler

Quellennachweise / Anmerkungen

- 1 Vgl. Hellmann, Manfred W.: Wörter der Emotionalität und Moralität in Texten der Wendezeit – Sprachliche Revolution oder Kommunikationsbarriere?, in: Barz, Irmhild/Fix, Ulla (Hrsg.): Deutsch-deutsche Kommunikationserfahrungen im arbeitsweltlichen Alltag, Heidelberg 1997, S. 113-141. Wortschatz und Sprachgebrauch der Wendezeit von etwa Mai 1989 bis Ende 1990 sind aufgearbeitet in zwei großen Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim: Herberg, Dieter/Steffens, Doris/Tellenbach, Elke: Schlüsselwörter der Wendezeit. Wörter-Buch zum öffentlichen Sprachgebrauch 1989/90 (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache, Bd. 6), Berlin 1997 [nach Wortfeldern gegliedert]; sowie bei: Hellmann, Manfred W.: Wörter in Texten der Wendezeit. Ein Wörterbuch zum „Wendekorpus“ des IDS, Mai 1989 bis Ende 1990 (= Amades, hrsg. v. Institut für deutsche Sprache, Bd. 1/2004), unter Mitwirkung von Pantelis Nikitopoulos und Christoph Melk, Mannheim 2006 [alphabetisches Wörterbuch mit knapp 2000 Stichwörtern auf CD-ROM mit Begleitband].
- 2 Klinger, Fred: Soziale Probleme des wirtschaftlichen Umbruchs in der DDR, in: Spittmann, Ilse/Helwig, Gisela (Hrsg.): Die DDR auf dem Weg zur deutschen Einheit. Probleme – Perspektiven – Offene Fragen. 23. Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, 5. bis 8. Juni 1990 (= Edition Deutschland Archiv), Köln 1990, S. 71-81, hier S. 72.
- 3 Siehe: Im Hass vereint, in: „Stern“ vom 11.2.2016, S. 24.
- 4 Eine zusammenfassende Darstellung bei: Hellmann, Manfred W.: Divergenz und Konvergenz – Sprachlich-kommunikative Folgen der staatlichen Trennung und Vereinigung Deutschlands, in: Eichhoff-Cyrus, Karin M./Hoberg, Rudolf (Hrsg.): Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende – Sprachkultur oder Sprachverfall? (= Thema Deutsch, hrsg. v. der Dudenredaktion und der Gesellschaft für Deutsche Sprache, Bd. 1), Mannheim 2000, S. 247-275 [dort auch umfangreiche Beispiellisten und Literaturhinweise].

Hinweis:

Teil 1 des vorliegenden Artikels wurde in Heft 78 der „Gerbergasse 18“ veröffentlicht.